Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **24 (1942)**

Heft 7

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 13. Februar 1942. Erscheint jeden Freitag 24. Jahrgang Nr. 7

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.80, halbjährlich Fr. 6.10 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 14.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Nachrichten der Woche

Inland

Das vorläufige Endergebnis der eidgenössischen Volkszählung vom 1. Dezember 1941 weist für die gesamte Schweiz eine Wohnbevölkerung von 4,260,719 Personen auf. Auf Grund dieses Ergebnisses wird der Nationalrat nach den nächsten Erneuerungswahlen, unter Berücksichtigung der heute geltenden Verfassungsbestimmung, 195 statt bisher 187 Mitglieder zählen.

Der Bundesrat faßte einen Beschluß über Maßnahmen zur Erhöhung der Produktion der Wasserkraft-Elektrizitätswerke.

Beim Kriegs-Industrie- und -Arbeitsamt ist ein „Bureau für Ersatz- und Neustoffe und rationelle Materialverwendung" als zentrale Stelle geschaffen worden.

Dr. Paul Ruegger, schweizerischer Gesandter in Rom, wird nächstens seinen Posten verlassen, den er seit bald sechs Jahren innehat. Der Bundesrat beabsichtigt, ihm in kurzem eine andere wichtige Vertrauensaufgabe zu übertragen.

Italien hat die Schweiz um die Wahrung seiner Interessen in Brasilien ersucht. Nachdem sie die Zustimmung der brasilianischen Regierung erhalten hat, hat die Schweiz diesen Auftrag angenommen.

Das Schweizervolk wird durch die Vereinigung „Pro Ticino" zur Leistung von Spenden aufgerufen, um das Andenken an den verstorbenen Bundesrat Giuseppe Motta durch Schaffung eines Denkmales in Bern und durch Errichtung einer Stiftung mit sozialem Zweck zu ehren.

Der Chef der Sektion für Getreideversorgung beim Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement, Direktor Laesser, sprach über die Landesversorgung mit Getreide und Brot und erklärte, die Eigenproduktion decke heute 32 Prozent; auf Grund der Erfahrungen aus dem letzten Weltkrieg wurde auf die Brotrationierung so lange als möglich verzichtet, da eine solche die Einlösung aller Sonn- und bei 250 Gramm pro Kopf eine Steigerung des Konsums zur Folge haben würde.

Ausland

Reichsminister Dr. Todt, Leiter der Organisation Todt (Schöpfer der Reichsautobahnen und der großen Befestigungswerke in Deutschland und in besetzten Gebieten), ist durch Flugzeugabsturz tödlich verunglückt. Zu seinem Nachfolger wurde Prof. Speer, Berlin, ernannt.

Reichsmarschall Göring hat seinen diplomatisch-militärischen Besuch in Italien beendet.

Der neue norwegische Regierungschef Quisling hat die bisherige Verfassung außer Kraft gesetzt und die Kompetenzen des Königs und des Abgeordnetenhauses in seiner Hand vereinigt.

Im besetzten Gebiet Frankreichs kam es erneut zu Anschlägen gegen die deutschen Besatzungstruppen.

In Tanger wurden durch die Explosion einer Zeitbombe, die sich in aus Gibraltar kommendem britisch-diplomatischem Gepäck befand, 11 Personen getötet. In der Folge kam es zu antibritischen Demonstrationen der eingeborenen Bevölkerung, so daß spanisches Militär einschreiten mußte. Der britische Generalkonsul hat beim spanischen Gouverneur gegen diese Vorkommnisse Protest erhoben. In englischen Kreisen wird der Zwischenfall deutschen provokatorischen Machenschaften zugeschrieben.

Das britische Kabinett hat Aenderungen erfahren, indem Lord Beaverbrook zum Minister für die Kriegsproduktion und an seiner Stelle Sir Andrew Duncan zum Minister für die Lieferungen ernannt wurden.

Sir Stafford Cripps, der frühere englische Botschafter in Moskau, sprach sich in einer öffentlichen Rede für eine absolute Zusammenarbeit zwischen England und Rußland aus.

Das amerikanische Repräsentantenhaus hat China eine Anleihe von 500 Millionen Dollars gewährt.

Die Staatsschuld der Vereinigten Staaten beträgt z. Zt. 60 Milliarden Dollars. Für das Ende des Fiskaljahres 1943 wird mit einer Erhöhung auf mindestens 110 Milliarden gerechnet.

Der im Hafen von New York liegende französische Ozeanriese „Normandie", der unter dem Namen „Lafayette" als amerikanischer Flugzeugträger Dienst leisten sollte, ist durch Brand so schwer beschädigt worden, daß seine weitere Verwendbarkeit als fraglich erscheint.

Großbritannien und U.S.A. haben einen Obersten Rat der Generalstäbe geschaffen zwecks völliger Koordinierung der Kriegsanstrengungen der Alliierten. Zugleich wurde ein gemeinsames Oberkommando der alliierten Seestreitkräfte in Ostasien bestimmt.

Marschall Tschiang Kai-shek befindet sich z. Zt. in Indien, um Besprechungen mit der indischen Regierung und dem Oberkommandierenden, General Wavell, zu führen.

In Brasilien wird eine zivile Luftschutzorganisation eingeführt, wobei auch Frauen von 16 bis 40 Jahren zur Dienstleistung herangezogen werden können.

Kriegsschauplätze

Im Osten ist russischen Truppen der Einbruch in von den deutschen Truppen gehaltene Stellungen bei Schlüsselburg gelungen, wodurch eine Sprengung des deutschen Ringes um Leningrad droht. An den übrigen Frontabschnitten rücken die Russen nur sehr langsam vor und an der finnischen Front erzielten die Finnen bedeutsame Erfolge gegen russische Einheiten.

Nach dem Vormarsch der Achsenstreitkräfte in Nordafrika über Derna und der Eroberung der Oase Dschalo ist die Offensive General Rommels bei Ain-el-Gazala zu einem vorläufigen Stillstand gekommen.

Vom Krieg im Pazifik ist als wichtigstes Ereignis der Einmarsch der Japaner in Singapur zu verzeichnen. An verschiedenen Stellen der Insel Celebes sind japanische Truppen an Land gegangen. Die Lage der amerikanischen Verteidiger der Halbinsel Corregidor auf der Philippineninsel Luzon wird immer kritischer. Der Vormarsch gegen Burma verläuft vorläufig ebenfalls erfolgreich für die Japaner und sie haben in China an einigen Frontabschnitten die Offensive ergriffen.

Die Luftangriffe englischer Flugzeuge gegen Deutschland und gegen besetzte Gebiete, sowie deutsche Angriffe gegen die englische Insel gehen vereinzelt weiter. Desgleichen unternehmen deutsche Unterseeboote weiterhin Angriffe gegen die amerikanische Schiffahrt im Atlantik.

Von Ursachen und Wirkungen

Einige Betrachtungen zur Stellung der Frau in unserer Zeit

E. B. Vor mir liegt ein Brief. Eine Finnländerin — sie steht einem großen ländlichen Haushalt vor; einer ihrer Söhne steht an der Front — schreibt von den freiwilligen Arbeitslagern junger finnischer Mädchen, die auf die Höfe der überlasteten Bäuerinnen verteilt werden. Und dann schließt sie ihren Brief mit persönlicheren Worten: „Salwinenartig wälzt sich nun der Krieg über fast alle Weltteile unseres Erdballes — man hat es so schwer, daran zu glauben, daß es zum Besten der Menschheit geschieht. Ein Aufrütteln war ja vonnöten — muß es aber wirklich in so furchtbarer, grausamer Art geschehen? Werden wir, — wird die Menschheit dabei etwas lernen? Werden wir lernen, das Leben so einzurichten, daß dieses schreckliche Blutvergießen vermieden wird? — Ich grüble viel über diese Fragen. Mir scheint, die Frau hat schon jetzt und wird mit der Zeit noch mehr die Pflicht, die Mission haben, für das Durchsetzen einer Weltordnung zu arbeiten, zu kämpfen, die den Krieg mit all den namenlosen Schrecken und Greueln aus dem Leben der Menschen eliminieren kann. Unsere Generation wird dabei nicht mehr viel zu sagen haben, aber die kommende — umso mehr."

Diese Frau ist nicht, was man hierzulande unter einer „Frauenrechtlerin" versteht; Finnlands Frauen haben es nicht nötig, sich die Gleichstellung vor dem Gesetz zu erkämpfen, längst, als erste in Europa, sind sie im Gesetz dem Manne gleichgestellt — auch im Berufsleben — und niemand zweifelt an ihrem erfolgreichen Wirken als Erzieherin und Hausfrau, wie als Berufstätige — als Lotta haben sie sich die Bewunderung aller Welt verdient. Die Schreiberin ist auch nicht hervorgetreten als Pazifistin — sie spricht von dieser Frauenaufgabe mit der Selbstverständlichkeit, die sich ihr als denkendem Menschen ergibt. Und ebenso selbstverständlich steht sie die kommende Generation diesem Wirken verpflichtet.

Dem möchten wir eine schweizerische Aeußerung folgen lassen, welche in einer unserer Tageszeitungen („Tat") zu lesen war, weil sie einer Anschauung Ausdruck gibt, die viele wohlmeinende und ernsthafte Menschen vermutlich teilen. Die Schreiberin versucht in ernsthafter Besinnung zu erkennen, wie die Stellung der Frau während und nach dem letzten Weltkriege war und wie sich heute Stellung und Stimmung der Frauenwelt, vor allem auch der jungen Frau, zeigt. Lassen wir H. K. selbst sprechen:

„So hat auch die Frauenfrage nach der Stellung der Frau heute ein anderes Gesicht als zur Zeit des letzten Krieges. Damals verschärfte das schreckliche Erleben die Ansicht der tatkräftigen Frau, daß sie von nun an dieselben Rechte und Pflichten haben wolle, wie der Mann, um im öffentlichen Leben, beim Aufbau einer neuen Welt mitzuwirken. Sie wollte mitverantwortlich sein am Weltgeschehen. Sie empfand es tief, daß sie als Außenstehende nicht mitaufbauen sollte in dieser zerstörten Welt. Neue Weltordnungen erwuchsen aus diesem Niedergang, und sie konnte dabei nicht nur Zuschauerin sein. So eroberte sie sich das Recht der Gleichstellung in Staat und Gesellschaft und im Berufsleben. Nun konnte sie alle ihre Kräfte entfalten, nun konnte sie tätig und rührig sein, nun konnte sie beweisen, daß die Frau mehr kann, als hinter dem Ofen sitzen, Kinder wiegen und den Haushalt besorgen.

Eines aber hat sie in diesem Verlangen nach Mitarbeit übersehen, daß die Frau nicht nur in der Oeffentlichkeit wirken konnte, sondern daß dieses Stehen in der Männerwelt Kampf — Existenzkampf bedeuten würde. Diesem Kampfe aber ist nur ein geringer Teil der Frauenwelt gewachsen. Folge hiervon ist, daß die junge Generation dieses Leben meidet, daß sie sich zurück sehnt in den intimen Familienkreis, in die ruhige und gesicherte Häuslichkeit. Es lockt sie nicht, im politischen Leben oder da draußen im Berufsleben mitzuwirken, ihre Uranlage als Frau und Mutter, Hüterin des Herdes zu sein, bricht mit aller Macht durch in einem Augenblick, wo eine durch Krieg und Not erneut zerschlagene Menschheit nach ihr ruft und sie braucht, in jeder Beziehung nötig hat. Nun darf sie nicht dorthin zurück, wo sie hingehört und hin will, nun muß sie mitten in diesem zermürbenden Leben ausharren. Nun muß sie Pflichten auf sich nehmen, die über den häuslichen Kreis hinausgehen, nun muß sie über der großen Volksgemeinschaft und dem Wohle für das Vaterland ihre Familie zurückstellen.

Diese Erkenntnis ist bitter für die ältere Generation, weil sie nun sieht, daß das, was sie als große Errungenschaft ansah und der jungen Generation vertrauensvoll übergeben wollte, von dieser nicht freudig übernommen wird, sondern daß ihr Last erscheint, was freudige Aufgabe sein sollte. Diese Erkenntnis ist aber auch schwer für die junge Frauenwelt, da sie sich in der Hoffnung getäuscht sieht, allmählich zurückkehren zu dürfen in den intimeren Kreis der Häuslichkeit. Daß ihr nicht nur die erkämpften Freiheiten im gesellschaftlichen Leben bleiben, sondern auch die harten Aufgaben einer harten Zeit und zerstörten Welt. So gilt es für beide Teile, für die Alten und die Jungen: Verständnis haben für einander, Geduld haben miteinander und eines vor Augen halten, was das Wichtigste ist: Das Notwendige tun, ob es mit unserem Wünschen zusammenfällt oder nicht. Verzichten, wo es nötig ist, sich einsetzen, wo man uns braucht, nicht rechten um Stellung und Freiheit und Anerkennung, sondern die Aufgabe erfüllen, die uns heute gestellt ist."

Wenn wir im folgenden zu diesen Ausführungen einiges zu sagen haben, so nicht deshalb, um in Gegensatz zu treten, denn wir sind mit der ungekannten Frau H. K. einig, daß zweierlei not tut: Verständigung und Pflichterfüllung. Aber einige Klarstellung dürfte nicht unnötig sein:

Die „tatkräftige Frau" hat nicht erst zur Zeit des letzten Krieges begonnen, gleiche Rechte und Pflichten wie der Mann zu wünschen. Schon lange vor 1914 gab es in fast allen Ländern, auch bei uns, Frauen, die für die Erlangung der politischen Gleichstellung arbeiteten und gar für die Gleichstellung im Berufsleben; für den Zugang zu den Bildungsstätten, die ja die Ausrüstung für das Berufsleben gewerblicher, kaufmännischer und freier Berufe (unter ihnen die akademischen Berufe) zuerst einmal bieten mußten, setzten sich die Frauen schon in den zwei letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein. Gewiß, die zur Zeit des ersten Weltkrieges verantwortlich lebenden Frauen, leidend unter der Ohnmacht, den Krieg damals weder verhüten noch abkürzen zu können, hofften nach Beendigung des Krieges in verantwortlicher Mitarbeit am neuen Aufbau einer geordneten Welt teilnehmen zu können. Die Pa-

Die Zeit ist ernster geworden. Sie verlangt stärkere Anstrengung. Sie ruft nach größerer Vertiefung. Sie braucht wärmere Hingabe. Sie fordert mehr Opfer. Sie braucht mehr Tatkraft. Sie bedarf der höchsten Liebe.

Fritz Wartenweiler

Wir lesen heute:
Aus Lina Bögli's Schriften
Betrachtungen einer englischen Hausfrau
Große Helfer nnen II
FHD im Schnee
Aus der internationalen Frauenbewegung

Dämmerung

Die Stunden der Naturnähe und des heimlichen Gespräches mit uns selbst hat uns das moderne Leben größtenteils geraubt: die goldene Frühe beansprucht der Schlaf, den uns der späte Feierabend des Stadtlebens kürzt, und der Mittag — immer noch die Stunde des Pan, wenn wir sie in der Natur draußen erleben — gehört in unserem Alltagsdasein: dem Magen. Aber die Dämmerung, wenn sie zur Herbst- und Frühlingszeit zwischen Tagewerk und Abendleben uns naht, hat vielleicht noch Zutritt in unserm Alltag und kann uns unvermutet ihr Traumgespinst über den Kopf werfen. Ein Augenblick kommt, wo in dem Buch vor uns Lettern oder Zahlen verschwimmen, wo die Nadel den Faden nicht mehr findet, wo unsre Hände ungeschickt werden und das Werkzeug unsrer Arbeit Umriß und Farbe verliert. Vielleicht ist nur dumpfes Geräusch um uns, die Abendsirenen haben schon getönt und der Strom der Nachhausetrappelnden unterm Fenster ist verebbt.

Und da sitzen wir einsmals wie von der Welt getrennt mit dem Schleier der Dämmerung über der Stirn. Die Hand hat ihr Werkzeug weggelegt, die Maschine verstummte, die Nadel blieb im Gewebe stecken. Ein Gast ist eingetreten, ein Gast von sanfter Macht: Er hat, was uns eben wichtig schien, mit magischem Hauch ausgelöscht: er hat uns auf seinen dunklen Flügel gehoben und uns der Gegenwart entführt, eh wir es selber wußten. Vielleicht dauert unsre Zauberfahrt nur einige Sekunden, vielleicht ein paar Minuten, vielleicht eine Viertelstunde. Aber Zeit ist kein Wert mehr, Sekunden werden zu Stunden. Vergangenheit und Zukunft wiegen uns, die Ferne ist Nähe geworden. Dies Feierabendgeläut, das jetzt die Dämmerstille durchzittert, ist ein Ton aus unsrer Kindheit. Welche Ruhe trägt er in sich, welche Melodie eines getrost und gleichmäßig schreitenden Lebensganges! Noch heute schlummert irgendwo in uns das getroste Kind. Die Feierabendglocke weckt es wieder. Es ist da mit ihrem Klang und sinnt und redet in uns, die wir über den dämmrig verschwimmenden Zahlen und Buchstaben sitzen, die es nicht deuten kann, und über der Maschine, die es nicht zu handhaben vermag. Die Kraft seiner Zuversicht klingt dem Kind aus den Feierabendglocken. Und wir, die wir die Brille der Altersweisichtigen in der untätig ruhenden Hand halten, wir haben leise Zwiesprache mit dem Kind, dem das Leben noch erklingt als eine starke, reine Harmonie. Und von uns ist gesunken ein wirrer Traum, der uns das lautere Bewußtsein benahm. Nur eine kleine Unruhe klopft uns davon noch im Herzen. „Aber ich will sie bannen, um wieder dich zu werden, Kind!" sagen wir zu dem ungealterten Selbst. Und dann halten die Glocken inne. Doch die Dämmerung bleibt. Und noch zögert das Kind unterm Mantel der Dämmerung, entschwindet langsam in Schlummer, läßt seine Erinnerung zurück, ein kleines Licht, in das wir hineinstarren bei unserem Erwachen, wenn das Traumgespinst fällt.

— Oder die Dämmerung umfängt uns in völliger Stille. Der Baum vor dem offenen Fenster, das Stück Himmel, aus dem der Abendstern hervortritt und eine Wolke, in der das letzte Gold verglüht, stehen einsmals vor unserem dämmrigen Raum als die Ganzheit der weiten, unendlichen Natur. Die harten Mauern, die lastenden Dächer versinken. Das Fenster füllt sich mit Horizont, mit wiegendem Laub im Abendwind, mit dem Lied der Amsel, und der Duft des einsamen Flieders im Hofe zieht herein als die große berauschende Strömung des Frühlings. Ja, wo waren wir denn und wo war der Frühling den ganzen Tag? Wir existierten nicht füreinander. War der Horizont verperrt, der blaue Himmel verhüllt? Standen wir selber da wie ein zugeschlossenes Haus? Ja, das war es. Wir hatten die Mauer Alltag um uns aufgerichtet, und hinter ihr waren wir in Schwung gesetzt als ein Rädchen Betrieb. Die stille Dämmerung hat die Mauer hinweggezaubert: wir atmen Freiluft, wir atmen der Weite entgegen, die sich in unsere Werkstatt dehnt. Die Dämmerung löste den Krampf des Werktages. „Frei," flüstert sie uns zu und läßt ihre Schatten über das Gerät in unserer Hand gleiten. „So bist du da und warst immer da?" fragen wir in die Weite hinaus, die mit Amselliede, Abendwind und Fliederduft uns hineinzieht in die strömende Gegenwart des Alls. Minuten währt die Stillung nur, aber Minuten des gelösten Seins. Wir ruhen wie an neuentdeckten, uralten Quellen. Sie waren uns doch immer so nahe: wie wir sie nur vergessen konnten die ganze Strecke eines Tages lang!

Noch im Wundern und Erleben sind wir von der Dämmerung in die Dunkelheit versunken. Licht! Das Blendwerk der Lampe glüht auf: Zahlen, Buchstaben, Maschine, Nadel, Gerät, Gerät gewinnt seine Wirklichkeit zurück. Wo waren wir stehen geblieben? Ist's über die Zeit? Ordnung, Ordnung! Und das Gerät, eh es verschwindet, zwingt die lebendige Hand noch einmal in seinen Dienst.

Ruth Waldstetter.

Beim Phrenologen

Hoch über der Stadt, abseits von der Villenstraße mit ihren Vorgärten, wohnt der Mann, von dessen Kenntnissen und Wunderblick man sich brunten so viel erzählt. Er sei Berufsberater, halte öffentliche Vorträge und gebe Kurse über Physiognomik, er, der frühere Arbeiter in der Goldindustrie, und da er als eingeschworener Jünger Lavaters ganz und gar ernst zu nehmen sei, und seine Gelegenheitspraxis daher auch nicht das mindeste mit grobschlächtiger Wahrsagerei oder dergleichen zu tun habe, so verlohne es sich schon, ihn aufzusuchen.

Die farbenprunkende Herbststimmung ließ zwar vermuten, daß der Physiognomiker, der auch als leidenschaftlicher Gartenliebhaber galt, den Nachmittag eher auf seinem ziemlich entfernt gelegenen Grundstück als hier im engen Stadtmietshaus zubringe. Aber bereits im Treppenhaus verriet ein köstlicher Apfelduft, daß die Ernte schon heimgebracht sei, und so sah ich mich oben, als die Tür des kleinen Vorraums aufgetan wurde, von frischgebrochenem Obst in Zainen und Kisten umgeben wie von einer Versammlung von Kindern, deren Gesichtlein vom glücklichen Tummelspiel durchglüht sind. Offenbar war man hier fleißig an der Waage beschäftigt gewesen, aber desungeachtet versicherte mir die blauäugige Tochter, deren Profil an eine griechische Statue erinnerte, der Vater werde mich gewiß gern empfangen.

Daß es in der Stube, in die ich geleitet wurde, keineswegs sprechstundenmäßig oder irgendwie absonderlich zugehe, verriet die offene Nähmaschine mit dem eingeschobenen Stoff und auf dem Kommödli

role „Nie wieder Krieg“ war für unendlich viele Frauen, auch für sehr viele Männer und für eine hoffende Jugend mehr als nur Schlagwort. Aber es waren nicht eigentlich die Frauen, die sich in den vielen Staaten Europas das Stimmrecht „eroberten“, sondern es war weit eher die Gesamtheit, die Stimmung der Völker, die in den Parlamentsbeschlüssen in Belgien, den Niederlanden, Italien und in den neuen Verfassungen in der Türkei, in Deutschland, Oesterreich, Rußland — um nur einige zu nennen — ihren Ausdruck fand: man war von Dank erfüllt den Frauen gegenüber, die in selbstverständlicher Kameradschaft in den vom Krieg überzogenen Gegenden, wie im Hinterland (damals gab es ja noch den Krieg, der die Zivilbevölkerung nicht bombardierte) das Aeußerste leisteten und die millionenfach ihre teuersten Angehörigen im Kriege verloren hatten. Es war wie eine Welle von spontan erfühlter Gerechtigkeit, die von Land zu Land ging — die Frauen hatten sich nur bejahend ihrem Laufe anzuschließen und diesen ihren Willen öffentlich zur Verstärkung der Bewegung kundzugeben. Allerdings, bis die Welle auch unser Land erreichte, da war sie schon ein zahmes Wassergekräusel geworden; es langte wohl noch zu Mehrheitsbeschlüssen in einigen Kantonsparlamenten — aber „der Souverän“ fühlte sich durchaus noch nicht von dieser Welle getragen. Die Schweizerfrauen jedenfalls haben also nicht nach dem Kriege „das Recht auf Gleichstellung im Staat und der Gesellschaft und im Berufsleben“ erobert und die „neuen Weltordnungen, die aus dem Niedergang erwuchsen“, sind auch noch nicht erschaffen worden, weder mit den Frauen, noch ohne sie. Denken wir daran, daß nach dem damaligen Kriege Revolutionen Dynastien stürzten und neue Regierungsformen brachten, Hunger und Grippe Unheil über viele Völker brachten, die Inflation in einigen Ländern ganze Volksschichten verarmen ließ und den ohnehin erschwerten Gang der Wirtschaft störte — alles in allem: ein krankes, fieberkrankes Europa übernahm das Erbe des damaligen Weltkrieges und die neuen „Weltordnungen“ zeigten sich damals vorerst nur als drohendes Chaos, Wirtschaftskrisen und riesige Arbeitslosigkeit, denen sich die Entfaltung des Bolschewismus, Fascismus und Nationalsozialismus zugesellte. Daß der Völkerbund in diesen zwei Jahrzehnten zuerst eine große Hoffnung, dann eine große Enttäuschung war, muß noch erwähnt werden — aber wer wollte behaupten, daß die Regierungen, die ihre Vertreter nach Genf sandten, die in ihren Ländern den Staat, das Volk führten, sich in ihren Entschlüssen hätten beeinflussen lassen von Kräften und Einflüssen, die der weiblichen Volkshälfte zuzuschreiben gewesen wären?

Sicher war auch nirgends ein im Sinne weiblichen Wesens durchgearbeiteter einheitlicher und wohl organisierter Frauenwille vorhanden, der im politischen Spiel der Kräfte eine Rolle hätte spielen können — dazu sind wohl einzig die Frauen in U. S. A., deren zielbewußte Vorarbeit größten Stils auf fast ein Jahrhundert zurückgeht, imstande gewesen (und in bescheidenerem Maße die Frauen in Skandinavien und Finnland, solange und wo eine freie Willensbildung dort möglich ist).

So ist es also in Europa mit dem Gestaltenkönnen durch die freier gewordene Frau nicht weit her gewesen bis heute, denn die zwei Jahrzehnte zwischen den Kriegen sind wahrhaftig keine „Friedensepoche“ gewesen, in der sich die Völker normaler Aufbauarbeit im Innern hätten hingeben können, dazu fehlten in vielen Ländern die Voraussetzungen: Gleichgewicht in den innerpolitischen Beziehungen und eine normale, d. h. entspannte, auf Vertrauen aufgebaute Außenpolitik. In kurzen zwanzig Jahren entstehen ja auch keine Weltordnungen — einstürzen kann bekanntlich in kurzen Jahren viel lang Aufgebautes, das Neu-bauen braucht Jahrzehnte und mehr.

Und ein anderes: Wie sieht es aus mit dem „Stehen in der Männerwelt, das Kampf, Existenzkampf bedeuten würde und dem nur ein geringer Teil der Frauenwelt gewachsen ist“?

Und das erst durch diese Gleichstellung in Staat, Gesellschaft und Beruf nach dem Kriege in Erscheinung getreten sei? Gleichsam wie eine neue Erfahrung, wie eine Schattenseite, an die man nicht gedacht? Da wollen wir nur von unseren eigenen Verhältnissen reden, also bei nicht vorhandener politischer Gleichstellung. In diesem Gegenüberstellen von: hie Gleichgestelltsein und Kampf, dort nicht Gleichgestelltsein und friedliches Leben, d. h. Geborgenheit vor dem Existenzkampf im Erlebnis der Uranlage als Frau und Mutter im intimen Familienkreis, in der so häufigen Darstellung einer solchen Polarität liegt ein verhängnisvoller, weil verlockender Trugschluß. — Liebe, gutgesinnte Frau K.! Ihnen und so vielen andern sei es gesagt: Nicht erst die Nachkriegszeit hat den Wunsch nach Gleichstellung im Berufsleben gebracht. Schon vor 100 Jahren hat der Industrialisierungsprozeß eingesetzt, der die Frau zur außerhäuslichen Arbeit zwang, weil sie im Existenzkampf stand. Der Hauswirtschaft wurde die Eigenproduktion durch die Maschinen weitgehend abgenommen, weibliche Arbeitskraft wurde frei, aber Geld mußte vermehrt verdient werden, weil man den Lebensbedarf nicht mehr als Selbstversorger produzieren, sondern als Konsument kaufen mußte. Das hat Hunderttausende von einfachen Frauen aus der Häuslichkeit weggeführt, das die Töchter des Bürgerstandes zum Berufsleben aufgerufen.

Und sagen wir es doch unseren Jungen, daß es sich nicht darum handeln kann, entweder „im Berufsleben mitzuwirken, was sie nicht lockt“, oder „Hüterin des Herdes zu sein“. Das soll nicht als Gegensatz dargestellt werden; es ist das eine wie das andere schicksalhafte Lebensform, für die einen so, für die andern anders, und in den meisten Fällen wird es derart sein, daß zuerst Jahre der Berufsausübung kommen und später ein Aufgehen in familiären Aufgaben sich ergibt. Die über 600,000 erwerbstätigen Frauen in unserem Lande arbeiten nicht deshalb außerhäuslich, weil die Frauenemanzipation dies so wünschte, sondern die Bewegung der Emanzipation entstand, weil die 600,000 Frauen ohnehin ihren Kampf ums Dasein zu leisten hatten und man für sie freiere, schönere und gerechtere Lebensverhältnisse zu schaffen für sehr nötig fand.

Auch Frau K. sagt selbst, daß beides, das Wirken im und außer dem Hause, unserer weiblichen Jugend auch in Zukunft wartet. Warum viele unserer jungen Mädchen heute mehr auf das „innen“ gerichtet sind und nicht mit Schwung sich dem Leben in Beruf und Oeffentlichkeit zuwenden, hängt mit so vielen Faktoren zusammen, daß die Erörterung einer weiteren Betrachtung vorbehalten bleiben müßte. Ein Stück Zeitgeist manifestiert sich derart, wie auch im Drang nach Emanzipation um die Jahrhundertwende, im Drang des die Welt-verbessern-helfen-wollens nach dem Weltkrieg ein Stück Zeitgeist sichtbar war. Letzlich bleibt für uns die Frage: wollen wir nicht dennoch unsere jungen Frauen hinweisen auf die Notwendigkeit, tapfer, treu und freudig auch außerhalb der Häuslichkeit in ihrem Aufgabenkreis zu stehen? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich von selbst, wenn wir uns klar sind, daß diese Zeit, wie jede harte Zeit, die Frauen, und zwar tüchtige und zielbewußte Frauen bitter nötig hat.

Genf Florissant 11

Hotel La Résidence

165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.
Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.-. Pension ab Fr. 11.-, Spezielle Arrangement für längeren Aufenthalt. Tel. 4 13 88.

15 Dir. **G. E. Lussy.**

Aus Lina Bögli's Schriften

Zum Artikel über Lina Bögli (vergl. Nr. 2 vom 9. Januar) sind uns viele Zuschriften gesandt worden, darunter solche des Bauernrs, daß das Buch „Vorwärts“ von L. B. vergriffen ist. Daher geben wir nachstehend gerne noch einige Stellen aus Briefen und Büchern der Verstorbenen bekannt, die uns von betrauerter Seite zur Verfügung gestellt wurden und Von allgemeinem Interesse sind. Red.

Aus Briefen:

Ich habe 12 Jahre lang Umgang mit jungen Mädchen aller Nationen gehabt und nie einen unverbesserlichen Fall gekannt. —

Ich bin es so gewohnt, alles auszuführen, was ich einmal begonnen habe, daß es mir zur zweiten Natur geworden ist. Das Steckenbleiben halbwegs verstehe ich gar nicht. —

Ich habe eben doch nicht das ächte Sparverständnis und halte es so für eine Art Menschenpflicht, das Geld rollen zu lassen und auch andern etwas davon zu gönnen. —

Es gibt halt doch wunderbar liebe Menschen überall, man muß sie nur finden wollen. —

Alles ist demjenigen möglich, der zu leiden und zu entbehren versteht. —

Auckland, Neu-Seeland, 1896.

„Ich glaube, es ist gar nicht allgemein bekannt in Europa, daß die Neu-Seeländerin ganz dieselben politischen Rechte hat wie ihr Mann und ihr Bruder. Für keinen Fremden könnte die Frauenemanzipation lange ein Geheimnis bleiben; er braucht nur durch eine der Geschäftsstraßen von Auckland zu gehen und die Messingtafeln neben den Haustüren anzusehen, da wird er solche Namen lesen: Dr. Mary so und so, Fräulein Mabel, Advokat, Frau Amy, Aktienhändlerin usw. Auch weibliche Geschäftsführer finden sich nicht selten, und in einigen der kleinern Orte der Insel haben es die Frauen sogar bis zum Gemeindeammann und Ortsvorsteher gebracht. So stehen die Dinge in diesem kleinen Inselreich der Südsee, das wir in unserer europäischen Ueberlegenheit meist noch zu den Ländern der Dunkelheit rechnen.“

Pennsylvania, Ogontz-School, 1899.

„Der Unterricht ist hier gut. Das Schöne in der Ogontz-Erziehung ist, daß das Gleichgewicht zwischen der Bildung des Geistes und des Körpers erhalten wird. Nach dem Luncheon gibt es keine Stunden mehr, sondern der ganze Nachmittag wird Körperübungen gewidmet: Spielen, Turnen, Militärübungen. Ein Offizier kommt zweimal in der Woche von Philadelphia heraus, um mit den Mädchen zu exerzieren, und alle müssen dem Ogontz-Bataillon angehören. Auch Fechten wird gelehrt, ist aber nicht obligatorisch, und man spricht davon, auch eine Feuerwehr zu schaffen; denn kürzlich wurde auf der andern Seite von Philadelphia eine Feuersbrunst von der Mädchenfeuerwehr einer naheliegenden Schule gelöscht, lange bevor die Feuerwehr von Philadelphia auf dem Platz erschien.“

Aus Tokio, 1912.

„Wenn Sklaven zur Macht kommen, sind sie immer Tyrannen.“

Aus dem Buche „Vorwärts“.

„Ich bin vom hawaiischen Unterrichtsminister zur Lehrerin der modernen Sprachen am einzigen Gymnasium der Republik ernannt worden. Und zwar habe ich die Ehre, dieses Studium hier einzuführen, denn bisher wurde außer Englisch nur Griechisch und Latein betrieben. Wenn Du also in Zukunft ganz besonders ehrerbietig von mir sprechen willst, so nenne mich: „Die Mutter der deutschen und französischen Sprache in der hawaiischen Republik.“

„Ich finde es interessant, wenigstens in etwas Pionierin zu sein und so sagte ich zu auf ein Jahr.“

„Glücklicherweise ist Arbeit für mich meist ein Vergnügen und hier ganz besonders. Noch nie hat mir das Unterrichten mehr Freude gemacht, als hier am Gymnasium.“ (Honolulu.)

Am Schluß ihrer Weltreise:

„Ja Glück habe ich wahrlich gehabt! Nicht nur, daß ich so viele gute und liebe Menschen kennen gelernt, sondern ich habe auch nie einen Unfall gehabt, habe nie weder einen Zug noch ein Schiff verfehlt, habe nie etwas verloren, nie ist mir etwas gestohlen worden; ich bin nie durch einen Blick oder ein Wort beleidigt, sondern mit der größten Achtung behandelt worden von den Männern aller Nationen und aller Rassen. So hat die Vorsehung überall gütig über mich gewacht und mich langsam, aber sicher vorwärts- und wieder heimgeführt. Ihr sei dafür innig gedankt.“

Kriegswirtschaftliche Maßnahmen

Immer mehr wird das Kriegsernährungsamt zum obersten „Hausvater“ für die rund eine Million schweizerischer Haushaltungen und Hunderttausende von Hausfrauen können sich als die Treuhänderinnen dieses einigermaßen gigantischen Hausvaters betrachten. «Jedermann ein Ei mehr», ist heute sein wohlwollendes Diktat, das noch im Monat Februar zur Ausführung kommt, also pro Person drei Stück statt nur zwei bewilligt. Für den März dürfen wir eine Erhöhung von 100 Gramm Hülsenfrüchten und 100 Gramm Fett/Oel erwarten, so daß pro erwachsene Person 950 Gramm Fettstoff zur Verfügung stehen. Dazu eine kleine Sonderfreude von 50 Gramm Tee. Wir spüren die vorsorgliche Hand, die uns in den Monaten, da die Frischgemüse spärlich sind, auf andere Art Ergänzung schaffen hilft. —

Vom 1. März an bekommen Schwangere und Mütter neugeborener Kinder statt einer zusätzlichen Kinderkarte deren vier, die beliebig in der Zeit vom 7. Monat der Schwangerschaft bis spätestens 6 Monate nach der Geburt einzulösen sind.

Betrachtungen einer englischen Hausfrau

Neue Notwendigkeiten, neue Einsichten

Vor dem Krieg dachte die englische Hausfrau, gut zu leben sei eine Geldangelegenheit. Man zahlte das, was man wählte von den Erzeugnissen der Erde. Wenn man knapp dran war, bestand das Sonntagsmahl aus Gefrierfleisch und einer Kleinigkeit von Süßspeise. Wenn man Geld hatte, gab es gebratene Enten, frühe Erbschen und die Süßspeise enthielt Sherry. Ohne eine gute Köchin zu sein, konnte man jedem Mangel mit etwas Rahm abhelfen.

Jetzt aber sind alle mit Geld zu kaufenden Genüsse vom Markt verschwunden; Rahm ist verboten, Enten sind rar, und in diesem Jahr gibt es keine Frühgemüse aus Frankreich oder von den Kanalinseln. Alle unsere Mahlzeiten entstehen aus den gleichen Grundstoffen. Hafermehl, Rüben und Kartoffeln — alles reichlich und bei uns gewachsen — sind die drei Haupterzeugnisse, welche das Ernährungsamt uns fortwährend aufdrängt; sie werden ergänzt durch hier gewachsene Früchte und Gemüse, Fette (1/2 Pfund pro Woche und Person), Fleisch (die Rationen frisch oder gefroren oder gesalzen, je nach dem Inhalt der staatlichen Speisekammer), Heringe und andere Fische, und Eier, wenn es welche gibt. Hie und da langt der Krämer eine Delikatesse aus besseren Tagen von einem entfernten Gestell herunter — ein Fläschchen mit Trüffeln, ein Büchschen Gänseleber — aber im allgemeinen begnügen wir uns alle mit den gleichen Rohmaterialien. Das „gut leben“ hängt nun viel mehr von der Energie und der Intelligenz der Hausfrau ab, als vom Inhalt ihres Portemonnaies.

So ist merkwürdigerweise der Krieg schuld daran, daß viele Frauen bei uns mehr Zeit und Mühe auf ihren Haushalt verwenden, aber auch viel mehr Freude daran haben. Es liegt eine unmittelbare Befriedigung in der Lösung des Problems, aus dem Wenigen das Beste zu machen. Wir machen unsere Gartenpläne so, daß wir das ganze Jahr hindurch frisches Gemüse haben; wir erfinden neue Kartoffelgerichte und neue Arten von Brotverwendung; wir experimentieren mit Brennesselsuppen und Lattich; wir entdecken, daß Speckschwarte und gebranntes Hafermehl nicht nur ein herrliches Gericht für die Kriegszeit, sondern eine ausgezeichnete Suppe für jeden Stand ergibt. Kurz, das Haushalten ist ein viel lebendigeres und unterhaltenderes Geschäft geworden als in früheren Tagen, da man, wenn man vergessen hatte, das Menu zu machen, sechs Koteletten bestellte und eine Büchse Ananas aufmachte. Es ist ein Vergnügen, allem Feindlichen einen Strich durch die Rechnung zu machen: „Schaut, wie wir gut essen, trotz dem Krieg!“

Aber wir haben eine viel tiefere Freude entdeckt, die nichts mit dem Krieg zu tun hat, — die Freude, die Früchte der Erde richtig zu gebrauchen, sie zu genießen, ohne sie zu verschwenden und ohne andere für unsere Genüsse zahlen zu lassen. Im letzten Sommer fingen Tausende von Hausfrauen, die sich nie um Konservierung irgendwelcher Art gekümmert hatten und obgleich der Zucker streng rationiert war, an, Marmeladen herzustellen, Früchte einzumachen, Salzbohnen und Essigzwiebeln einzulegen. Und die Freude, die ihnen der Anblick all der Gläser und Töpfe auf den Regalen machte, war nicht nur die Befriedigung, die Rechnung der Feinde zu durchkreuzen, sondern die Befriedigung, das Natürliche auszuwerten. Denn die Bedrohung unserer Nahrungszufuhr öffnete uns die Augen für die ungesicherten Bedingungen, unter denen die Menschen ihren Unterhalt von der Erde bekommen. Wir haben plötzlich die grundlegende Wahrheit entdeckt, daß, wenn wir heute alles, was wir haben, essen, wir morgen hungern müßten.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir nicht mehr so viel Geld haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Zeit haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Freude haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Gesundheit haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Sicherheit haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Freiheit haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Leben haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Liebe haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Glauben haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Hoffnung haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Gerechtigkeit haben wie vor dem Krieg, daß wir nicht mehr so viel Wahrhe

Alle diese Wahrheiten waren Selbstverständlichkeiten für die meisten unserer Großmütter und sind es noch für unsere Bäuerinnen. Aber die Stadtfrauen mußten sie wieder lernen, deren „arbeitsparende" Küchenmöbel keinen Platz haben für Konserven und Vorräte für mehr als eine Woche. Sie hatten gemeint, daß Haushalten darin bestehe, die Nahrung über den Ladentisch zu kaufen und daß nur altmodische Leute ihre eigenen Marmeladen machten, ihre Eier einlegten und den Winterbedarf einkellerten. Solche Frauen meinten, selbst einzumachen sei töricht, dafür seien die Fabriken da. Im Einzelnen hatten sie recht, aber nicht im Blick aufs Ganze. Denn wenn wir als Einzelne die Gewohnheit verlieren, Vorräte anzulegen, verlieren wir sie auch als Volk.

Viele von uns hatten von unseren Großmüttern das Entsetzen über Verschwendung wieder zu lernen. Als die Nahrung noch billig war und nichts uns daran hinderte, alles zu importieren, was wir bezahlen konnten, da schien es gar kein Unrecht, das Herdfeuer mit Schaffett anzufachen, oder kalte Kartoffeln in den Kehrichteimer zu werfen. Aber jetzt, wo das Schaffett für einen Braten, eine Wochenration für vier Personen darstellt und nicht ersetzt werden kann, jetzt kommt es uns zum Bewußtsein, daß wir auch früher nicht das Recht hatten, es zu verschwenden; und jetzt, wo wir unserer Fischkonserven aus British Columbia oder Japan nicht mehr sicher sind, fangen wir an zu erkennen, was für ein Verbrechen es war, die Hälfte unserer Häringfänge ins Meer zurückzuwerfen. Es ist unwahrscheinlich, daß wir unsere Selbstversorgung auch nach dem Krieg noch lange fortführen werden, aber wir werden es wohl bernünftig finden, unsere eigenen Möglichkeiten voll auszunützen, bevor wir sie vom Ausland her ergänzen.

Heute liegt der Nachdruck mehr auf dem, was wir nötig haben, als auf dem, was wir kaufen können und viele von den amtlichen Vorschriften sind so gedacht, daß diejenigen, die am meisten mangeln, zuerst befriedigt werden, ohne Rücksicht auf ihre Kaufkraft. Jede stillende Mutter, jede schwangere Frau und jedes Kind unter 5 Jahren ist berechtigt zum Bezug von ½ Liter Milch pro Tag, für zwei Pence (die Hälfte des üblichen Preises, und wer dies nicht zu zahlen vermag, bekommt die Milch umsonst). Und obgleich alle übrigen Leute kürzlich ein Siebentel ihres Milchbedarfs einbüßten (damit mehr Käse gemacht werden konnte), wurden diese besondern Rationen nicht angetastet.

Jeden Tag erlebt man Beispiele der Rücksicht für die Bedürfnisse anderer Leute: „Es gelang mir, 6 Orangen zu bekommen," kann man eine Frau erzählen hören, „3 davon will ich Mrs. J. geben; ihr Kindlein braucht Orangensaft." Wenn ein Laden eine Sendung getrockneter Feigen erhält, kann man eine Kundin sagen hören: „Ein Pfund bitte, oder so viel mir zukommt." Ladenbesitzer reservieren ihre letzten Resten von braunem Zucker für Kunden mit Kindern — „die Aerzte sagen, er sei gesünder als der weiße". Die Konkurrenz zwischen den Geschäften hat fast aufgehört. Wenn einem Händler die Ware ausgegangen ist, schickt er die Leute zu einem anderen, der noch damit versehen sein könnte.

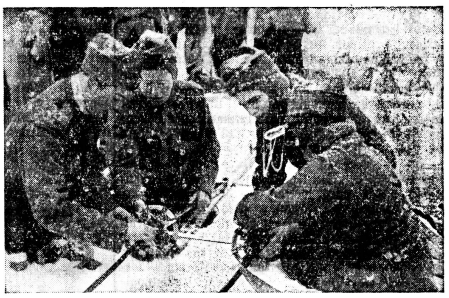
Die gleichen Veränderungen haben stattgefunden in unserer Einstellung zur Arbeit. Es pflegte der Hausfrau überlassen zu sein, wie viele Hausangestellte sie beschäftigte. Ein kinderloses Ehepaar mit drei Hausmädchen fühlte sich früher nicht verpflichtet, diesen Privatverbrauch von Arbeitskraft vor der Allgemeinheit zu rechtfertigen. Jetzt aber fühlen sich die meisten Leute nicht berechtigt, mehr Kräfte zu beschäftigen, als unbedingt nötig ist. Das will nicht heißen, daß treue alte Hausangestellte auf die Straße gestellt werden; aber die Hausfrauen, welche durch deren Arbeit von den Haushaltspflichten befreit sind, werden andere nützliche Arbeit tun: Gemüse pflanzen, in einer Soldatenstube helfen, oder ein Heim für evakuierte Frauen und Kinder leiten. Oft kommt es vor, daß Evakuierte in den Haushalt aufgenommen werden, so daß die Dienstleistung der Angestellten mehr Menschen zugute kommt; nicht so, daß das Mädchen überlastet wird, sondern das Leben für die ganze Familie wird vereinfacht. Gewiß, der Frauenhilfsdienst und die Fabrikarbeit haben die Reihen der Hausangestellten sehr gelichtet, aber damit ist nicht nur aus der Not eine Tugend gemacht. Wenn heute Leute zur Einsicht kommen, daß es gegen die nationalen Interessen verstößt, mehr Dienstleistung als notwendig zu beanspruchen, ist anzunehmen, daß es vielen von ihnen nie mehr ganz wohl sein wird dabei, anderer Leute Arbeitskraft für egoistische oder sinnlose Zwecke zu mißbrauchen.

Das Gleiche gilt für das Wohnen. In manchen Gegenden wurden leerstehende Häuser übernommen, ob es dem Eigentümer lieb war oder nicht, und als Heime für solche verwendet, die durch Bomben das ihre verloren hatten. Ostlondoner leben nun in den großen Häusern vornehmer Viertel, deren Eigentümer sich in sichere Landhäuser zurückgezogen haben. Miete wird bezahlt: wichtig aber ist, daß die Eigentümer nicht gefragt werden, ob sie vermieten wollen; entscheidend ist das Bedürfnis des Volkes. Niemand fühlt sich heute berechtigt, ein Wochenendhaus leer stehen zu lassen für den Fall, daß es über den Sonntag benützt wird. Wenn nicht von der Armee oder von der Ortsgemeinde darüber verfügt wird, vermietet man es der Familie eines in der Nähe stationierten Soldaten oder der Familie aus einer von Bomben zerstörten Gegend oder es wird als Ferienhaus solchen überlassen, die für das Rote Kreuz oder für andere soziale Werke arbeiten.

Alle diese Veränderungen scheinen uns die Wiedereroberung einiger einfacher Tugenden unserer ländlichen Vorfahren zu bringen. Aber denen, die oft fast verzweifelten über den störrischen, britischen Individualismus („Ich habe das Recht, mit meinem Gelde anzufangen, was ich will") und die offene Bewunderung der Macht des Geldes, ist es neu und ermutigend, zu beobachten, daß man die Wirkung seiner Verschwendung auf andere Leute bedenkt und erlebt; daß Energien und Hilfsmittel die einzig nützlichen Dinge sind und nicht das Geld, das man zufällig verdient. Wenn man einmal begonnen hat, in den Kategorien von Notwendigkeiten statt von Bargeld zu denken, und seine Bedürfnisse mit denen der Allgemeinheit in Einklang zu bringen sucht, wird man nicht leicht dies wieder preisgeben. Und es wird ein sichtbarer Gewinn sein, wenn es uns gelingt, diese Erkenntnisse der Kriegszeit in den Frieden hinüberzunehmen.

(Aus «Britain to-day.» Uebersetzt von G. P

FHD im Schnee



„Wer in einer Gebirgsformation eingeteilt ist, sei es Mann oder Frau, muß die Berge, muß ganz besonders den Schnee, den Winterdienst kennen!" so sprach sich der bewährte Leiter der Gebirgskurse einer Gebirgsbrigade aus. Die Soldaten jener Brigade werden zu vierwöchentlichen Kursen im Hochwallis aufgeboten. Wie steht es aber mit den zugeteilten FHD?

Es wurde der Versuch gemacht, auch diese zu Skisoldaten heranzubilden, auch im Kanton Appenzell fand ein analoger Winter-Einführungskurs statt. Was war das Resultat? Lassen wir die Kommandanten reden: „Die Arbeitswilligkeit der Frauen ist enorm, — auch die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich in ungewohnte Verhältnisse fügen," sagte der Eine am Ende des Kurses.

„Bei unseren FHD hat die gute Laune sich stärker erwiesen als die grimmigste Kälte," meinte der andere; „deshalb haben sie sich als tüchtige Soldaten in allen Situationen bewährt." Ein Winter-Einf.-Kurs besteht nämlich nicht nur aus möglichst schönem und korrektem Skifahren! Selbstverständlich wird diesem auch die nötige Aufmerksamkeit geschenkt. Wer aber das Programm dieser Kurse studiert, ist erstaunt, was alles zum Winterdienst gehört. Theorie wechselte mit praktischen Uebungen ab. Zuerst sei festgestellt, daß Unterkunft, Verpflegung und Tagesprogramm streng militärisch waren! Die Kompagnie wurde auch in Exerzierjacken, Soldatenmützen, Nebelkappen und Ceinturons eingekleidet und erhielt dadurch ein militärisches Aussehen. Außerdem waren die Mädchen besser vor der Kälte geschützt; denn das Wetter spielte in jenen Kursen gar keine Rolle: unbeirrt wurde das Tagesprogramm durchgeführt. Nur an einem Tag, als Lawinengefahr gemeldet wurde, wurde einer Gruppe ein Meldefahrer nachgeschickt und die Tour abgebrochen. Der Schneesturm und das wilde Schneetreiben hätten die Leitung sonst nicht abgehalten, die Hochtour mit der Klasse auszuführen!

Ausgezeichnete Skiinstruktoren standen in beiden Kursen zur Verfügung; alle FHD dieser Kurse wissen nun, wie man mit der Skiausrüstung umgehen, wie und wann man die Ski wachsen muß! Sie kennen aber auch die Beschaffenheit des Schnees, — sie haben gelernt, Lawinenhänge zu erkennen. Aeußerst wichtig ist der Sanitätsdienst im Gebirge! Was tun, wenn ein Unfall passiert, oder wenn eine Lawine einen Teil der Patrouille verschüttet hat? In kombinierten praktischen Uebungen wurden aus Skiern Schlitten konstruiert und die supponierten Verletzten gechient, verbunden, aufgeschnallt und abtransportiert. Als einige wirkliche Unfälle passierten, waren es die Kameradinnen, die zwei tadellose Verwundetentransporte ins Tal hinunter ausführten, was bei dem hohen Neuschnee keine leichte Aufgabe war!

Kenner der Berge sprachen zu den FHD; sie instruierten sie über die zweckmäßige Nahrung, über Unterkunftsmöglichkeiten, über alles, was man im Notfall tun und nicht tun soll. Ganz besonders wurde aber auch die Pflicht und die Notwendigkeit der absoluten Kameradschaft den Frauen ans Herz gelegt; im Ernstfall ist Leben oder Tod von derselben abhängig!

Kameradschaft war eines der schönsten Erlebnisse dieser Kurse; für die Meisten wird sie eine leuchtende Erinnerung bleiben. Aber auch hier gab es einige Ausnahmen! Immer wieder muß festgestellt werden, daß Frauen mehr Mühe haben, wahre Kameradschaft zu üben, als die männlichen Kameraden. Ohne Unterschied des Könnens, des Standes, des Herkommens, sollte jede FHD in der anderen nur den Kameraden sehen, und in jeder Situation danach handeln:

„Kamerad an meiner Seite...."
Laß Dein leuchtend Auge sehn,
Und ich weiß, daß wir im Streite
Fest und treu zusammenstehn...."

E. F.-M.

Große Helferinnen

II.

Adèle Pélaz (1850—1940)

Gründerin des „Etoile" (Mission pour jeunes gens à Genève)

Wir verdanken der ausführlichen, pietätvollen Schrift von Alice van Berchem, der Mitarbeiterin der Verstorbenen (Editions Delachaux et Niestlé S. A Neuchâtel, Paris 1941) den Einblick in das Leben und Werk von Adèle Pélaz'. Und es ist uns daran gelegen, die Gründerin des „Etoile", der Missionsarbeit an jungen Männern in Genf, diese willensstarke und glaubensfromme Frau in einem gedrängten, klarumrissenen Bild vor uns erstehen zu lassen.

Wie sehen wir sie vor uns? Als eine kräftige, imposante Erscheinung mit dem fast bäuerlich-markanten Kopf, den offenen, klaren Gesichtszügen, dem strengen, klugen, gütigen Ausdruck. Wir spüren, daß von diesem Gesicht und von dieser Persönlichkeit eine starke, überzeugende Wirkung ausgeht, daß diese Frau, anspruchvoll für sich selbst und für die andern, mit einer zäh verhaltenen Leidenschaftlichkeit und einer vornehmen Verschwiegenheit alle ihre Kräfte und ihr ganzes Leben einer einzigen Aufgabe, einer Idee, einem Werk in großzügiger Verschwendung, hingeben muß.

Adèle Pélaz ist in Fleurier (Kanton Neuchâtel) am 20. Mai 1850 geboren und schon mit vier Jahren steht sie am Bett ihrer toten Mutter, tief vereinsamt, nur mit der Erinnerung an die musikalische und künstlerische Begabung der Verstorbenen. Adèles Vater, der durch eine Maschinen-Erfindung in Rußland die Goldene Medaille an der Moskauer Ausstellung erwirbt, lebt meist außerhalb Genfs, und überläßt seine drei Kinder der Großmutter mütterlicherseits. Adèle kennt kaum ihren Vater, — aber sie bekennt später, daß sie vierzig Jahre um ihn im Gebet gerungen, und er sich vor seinem Tode zum Glauben bekehrt. Mit fünf Jahren wird sie in der Schule mit den besten Schülerinnen ausgezeichnet, aber während die andern bunte Ketten am Halse tragen dürfen, berührt Adèle wehmütig ihr schwarzes Collier, und wird sich ihrer Verlassenheit aufs neue bewußt. Sehr begabt, und sich mit Leidenschaft dem Studium hingebend, erhält sie das Abschlußzeugnis und verläßt mit sechzehn Jahren die Schule, um sich, mit einer besonderen pädagogischen Neigung, hinfort während zehn Jahren dem Privatunterricht und der Sonntagschule zu widmen. Aber ihre ganze Zärtlichkeit, ihre beschützend-mütterlichen Gefühle gehören ihrem jüngeren Bruder Henri, dessentwegen sie sogar die Heimat mit einem Pfarrer aufschlägt — und der während seinem Theologiestudium in Paris am Typhus stirbt. Es ist der zweite große Verlust, den Adèle Pélaz in jungen Jahren erleiden muß. Ihr langes Leben ist neben treuen Freundschaften und viel erfolgreichem Wirken, erfüllt von Abschied, Enttäuschung, Mißverständnis, aber ihre starke, gläubige Natur hält durch, und läßt sich niemals von Entmutigung erfassen. Durch zwei ältere Freundinnen unterstützt, gründet sie 1875 die christliche Union junger Mädchen, und steht ihr drei Jahre vor. Aber an einem Sonntag sieht sie im Hof eines Steinhauers müssige Burschen, denen sie einige religiöse Schriften überreicht. Es ist die erste Berührung, der Auftakt und Beginn für ihre große Aufgabe, als erzieherische, soziale und religiöse Hilfe das

Werk des „Etoile"

zu schaffen, das sich nun in der Zukunft, das heißt während 62 Jahren ausbaut und erweitert. In regelmäßigen Versammlungen und Zusammenkünften werden vernachlässigte, verkommene und arbeitslose Burschen zu christlich-tüchtigen Männern heranzubilden versucht. In kleinem, engem Raum finden sich zuerst 30 junge Leute, die sich bald auf 100 erhöhen: jugendliche Vagabunden, Verbrecher, die aus dem Gefängnis kommen, Zeitungsverkäufer, Schornsteinfeger, Theaterfiguranten. Wie soll in diese zunächst lärmende, undisziplinierte, störende, widerspenstige Jugend ein Wort der Zivilisation und geistigen Ordnung, ja das Wort Gottes selbst, eindringen? Es ist allein die Macht der Persönlichkeit, die mit ruhiger Ueberlegenheit, mit psychologischem Scharfsinn, mit einfühlender Sicherheit und Güte und vor allem mit liebevollem Verständnis und Herzen die Mauern des Widerstands, die mannigfaltigen Hindernisse, Anstöße und Hemmungen niederzureißen vermag. — Nicht mit Gewalttätigkeit, sondern zuweilen mit Schweigen und langatmiger Geduld, die nur allmählich, aber überzeugend einen Erfolg näher kommen sieht.

Betrachten wir das Glaubensleben Adèle Pélaz' näher, das die Quelle und Seele dieses sozialen und christlichen Werkes ist. Es gilt, diese jungen Männer, nach den Prinzipien des Evangeliums, zu charakter- und gewissensfesten Menschen zu formen, — ihre praktischen, handwerklichen oder intellektuellen Begabungen zu entwickeln; ihnen ein Arbeitsfeld zu eröffnen; in ihnen den Glauben an Gott, an die Arbeit, an die Familie und die Heimat zu erstärken. Es gilt, einen segensreichen, fruchtbringenden Samen zu streuen in diese jungen Männer zwischen 15 und 20 Jahren, in dieser Spanne Zeit, in der das persönliche Bewußtwerden für ein ganzes späteres Leben zu wählen und zu entscheiden hat. Adèle Pélaz hat die ganze ausschlaggebende Wichtigkeit des jugendlichen Alters erfaßt; dieser Entwicklung, dieser Wendung und

---

Punkte, über welche ihr Aufklärung am dringlichsten erscheint, beseelt vom Willen: möglichst viel zu helfen. Ich greife im folgenden einige Punkte heraus, welche mir für die Leserin am anregendsten scheinen. Eine Hauptterkenntnis — die heute schon beinah Allgemeingut ist — wenigstens theoretisch — ist folgende: wir geben dem Boden und den Pflanzen viel zu viel Gifte. Akut sind die Gifte, die aus dem Stall kommen, ebenso ein Großteil der Kunstdünger, desgleichen alle Spritzmittel. Man sagt wohl: die Erde läßt sie auf der Regen wäscht sie ab. Aber dies ist höchst unsicher, eine bequeme Vermutung. Demgegenüber sagen: Hoffstetter: „neuere Forschungen haben ergeben, daß die Stoffe der Kunstdünger, z. B. Kali, in der Pflanze nicht verändert werden, sondern sie gehen ganz unverändert im Futter des Viehs oder im Gemüse in den Organismus über und werden dort im Blut entdeckt." — Ponié: „Die Traubenmoste enthalten — da sich die giftigen Spritzmittel von den Trauben nicht abwaschen lassen — oft 50—60 Milligramm Kupfer im Liter und der Arsengehalt ist oft so groß, daß er zu Bedenken Veranlassung geben kann." (Zugegeben, daß wir selbst wohl über einige Abwehrkraft gegen Fremdkörper verfügen, wir dürfen diese doch nicht zu sehr und zu lange auf die Probe stellen.) Die Erfahrungen der Autorin lehren sie: wir müssen dem Material, das wir der Erde zurückgeben, Zeit lassen sich zu entgiften. Daher heißt ihr Leitsatz: nur 2—3jährige Kompostserde geben, Material also, in dem man den Ursprung der verschiedenen Dinge nicht mehr erkennen kann. Damit kommt sie zum biologischen-naturgesetzlichen Landbau und sie ist bemüht den Umfang dieses Begriffes nach allen Seiten zu erklären, damit er nicht bloß ein Schlagwort bleibe, mit dem man leichthin um sich wirft. Die Forderung des biologischen Landbaues ist bisher rückwärts, vom Vegetarismus her, erhoben worden, nun soll er aus den Bedürfnissen der Erde her entwickelt werden. Wenn die Sättigungsverhältnisse der Erde ins Gleichgewicht gebracht werden, wird auch das, was sie hervorbringt — unsere Nahrungsmittel — von selbst gut und stark sein (d. h. entgiftet und wenig anfällig für Schädlinge) und dementsprechend wird unsere Gesundheit in Ordnung kommen. Alle diese Gedanken liegen in der Luft. Rudolf Steiner und Bircher-Benner werden erwähnt. Die Stallhaltung der Tiere wird als unnatürlich abgelehnt. (Wer dächte da nicht an Giono, der sich die Haarung der Tiere in herrlicher Feldfreiheit wünschte!) — Frägt man einen Bauern, ob er lieber einen Treibkasten mit 5.— Franken Mist oder mit 20.— Franken Heu warmpacken wolle, so kennt man seine Antwort. Ueber diesen Punkt ergeht sich Mina Hoffstetter ausführlich. Es ist deshalb so schwer, die Rentabilität eines biologischen Betriebes in Zahlen nachzuweisen, weil sie qualitativ und nicht quantitativ zum Ausdruck kommt. Warum denken aber unsere Bauern — und nicht nur sie — nur quantitativ? Die Autorin kommt zum Schluß, daß letzten Endes nicht der Bauer selbst, sondern die sozialen Verhältnisse daran schuld sind. Nimmt man einen mittleren Fall an, wo es auf einem Hof gesmgt, die Kinder großzuziehen und gleichzeitig die Hypothekarzinsen abzuzahlen, so, daß beim Tode des Bauern das Gut schuldenfrei ist, so geht in diesem Moment die Fron von neuem an, weil derjenige, der den Hof übernimmt, den Geschwistern ihren Anteil auszuzahlen hat. Welche Korrekturen sind da anzubringen? Kleinäutchen. Vermindert man die Ausdehnung des Weidelandes zugunsten des Pflanzlandes, so sind aus gleicher Gesamtfläche mehr Nährwerte zu ziehen, oder also für eine gleichgroße Familie weniger Gesamtfläche vonnöten. In die gleiche Richtung weist jetzt notgedrungen die ganze Landwirtschaft unter der Belastung durch den Krieg. Hoffstetter gibt auch hier eingehende Ausführungen. Dann geht sie über zu dem, was sie im zweiten Teil des Titels: „altes Bauernwissen", antönte, zur Astrologie. Sie sing wieder an, sich mit Säen und Pflanzen nach dem Mond und den Tierkreiszeichen zu richten und verzeichnet vollen Erfolg. Mir fehlt hier die Kompetenz, ich hatte noch nicht Gelegenheit, entsprechende Resultate nachzuprüfen. An und für sich ist es in keiner Weise ausgeschlossen, daß — außer dem Jahreszeitenrhythmus — Erde und Pflanzen noch andern Weltallrhythmen unterstellt sind. — Man soll mit der Erde nicht schnell arbeiten wollen (Hoffstetter nennt das: „sich dem Rekordteufel verschreiben"). Alles, was zu rasch wächst, ist schwächer. So sind die Kulturen aus Treibhäusern wenig resistenzfähig, Bäume aus Sterklingen gewonnen, weniger kräftig und langlebig, als solche aus Kernen. Anstatt uns immer selbst helfen zu wollen, sollen wir die Hilfen der Natur beginstigen: nichts tun, was die Vögel (Hilfe gegen Obstschädlinge) vertreibt (Gelegen stehen lassen zum Nisten). Bienen halten (Fremdbestäubung der Obstblüten). Ein anderer Helfer sind die Steine „Man soll nicht immer alle Steine und Steinchen aus Acker und Garten herauslesen, dies ist grundfalsch." Fein geriebenes Gestein ist der einzige Ersatz für die durch die Kulturen entzogenen Mineralien. „Wir lassen den Bäumen den natürlichen Dünger und Bodenschutz der eigenen Blätter." In das gleiche Kapitel: die Natur gewähren lassen, gehört auch das Wenig-tief-Pflügen, viel mehr egaen und haken, aus dem Bestreben heraus: nicht das Oberste zu unterst kehren, d. h. die Mikroorganismen, die mit Hilfe der Luft arbeiten, nicht luftleertief verschachern und umgekehrt, sonst hört ihr hilfreiches und unentbehrliches Wirken auf. Besondere Kapitel sind dem Getreide und der Zubereitung des Brotes gewidmet. Zwischen der gedanklichen Verarbeitung des Gutes sind eine Fülle praktischer Bemerkungen eingestreut. — Zusammengefaßt: es handelt sich nicht darum, aus dieser Schrift alles zu übernehmen. Die wenigsten — denke ich — möchten so weit gehen, auf Milch und Butter zu verzichten. Es ist auch gar nicht nötig. Letzte Konsequenz ist wiederum einseitig. Verschiedene Menschen brauchen verschiedene Kost. Aber ich möchte dreifache Anregung registrieren: 1. Anregung zum Denken. 2. Anregung zu Versuchen, welche beide in der dritten Anregung gipfeln: einen Beitrag zur Ernährungsfrage zu liefern, welche — ganz abgesehen von der Verschärfung durch den gegenwärtigen Krieg — immer akuter wird. Noch etwas: „ein großer Uebelstand ist es, daß die Frauen in den Städten so wenig Warenkenntnisse besitzen." Sie würden sonst besser einkaufen und die Arbeit des Pflanzers höher einschätzen. Ich kann mir vorstellen, daß gerade diese Schrift im Wissen der Stadtfrau zahlreiche Lücken auszufüllen bestimmt ist — die Landfrauen werden sie sowieso zur Hand nehmen — und ihr helfen wird, auf diese Art ihrem Beitrag zur Unterstützung des Landbaues zu leisten. Das wird der Dank sein an Mina Hoffstetter für ihre Pionierarbeit.

Georgette Klein.

Wandlung; sie selbst steht diesen jungen Menschen in unerschütterlichem Glaubens- und Gebetskampf gegenüber. Es genügt ihr nicht, ihr Gebetsleben allein auf Preis und Dank Gottes zu stellen; sie verlangt mehr, sie sagt: „être fixe en Dieux dans le silence. On apprend ainsi de Lui plus encore que par la prière orale.“ Sie selbst besitzt eine reiche Kenntnis der Bibel und übermittelt und erklärt unermüdlich, mit immer neuer Lebendigkeit **diese ewige Wahrheit**, an der kein Buchstabe entstellt werden darf. —

Aus ihrer zähen Standhaftigkeit ruft sie immer wieder den Mutlosen und Enttäuschten zu: „Geht euren Weg weiter, — haltet durch, erlahmt niemals“; „klammert euch an das Gebet und lest regelmäßig die Bibel, auch dann, wenn ihr euch nicht dazu aufgelegt fühlt.“ Um direkte Fühlung mit den Familien ihrer anbefohlenen Zöglinge zu gewinnen, versammelt sie die Mütter und übt so ihren bedeutenden pädagogischen Einfluß auf sie aus. Es gelingt ihr auch, Eingang in die Gefängnisse zu erlangen, den Sträflingen auch nach ihrem Austritt den Weg zu einer sozial-gesicherten Stellung zu ebnen. So schreibt sie einmal einem jungen Gefangenen während mehrere Wochen jeden Tag, um ihn in seiner Niedergeschlagenheit zu trösten, und vor der Verzweiflung zu retten. —

Es scheint, daß Adèle Pélaz von früher Jugend eine Begabung und eine Bestimmung für religiöses Leben in sich empfand. Als man sie als Kind einmal in eine Theatervorstellung führen wollte, verweigerte sie es und zog vor, obwohl geängstigt, allein den ganzen Abend über ihrem Geographie-Atlas gebeugt zu verbringen. Mehrere solche asketische Züge durchgehen ihre Kindheit, und in ihrem 35. Jahre, nach dem Verlust ihres geliebten Bruders in Paris erfährt sie, wie in einer plötzlichen gewaltigen Offenbarung, die Taufe des Heiligen Geistes. Ihr ist, als ob Ströme mitfühlender Liebe von ihr sich auf die andern ergössen. —

Adèle Pélaz' Arbeitskraft scheint trotz zeitweiliger Krankheit fast unausschöpflich; beim 15-jährigen Gedenktag des „Etoile“ im Saal der Reformation findet sie sich vor 800 jungen Leuten, beim 50. Jubiläum (anläßlich dieser Feier erschien das Buch „Gloire à Dieux“ cinquantenaire de l'Etoile, 1876—1927) vor über 22,000 Mitgliedern. Immer erledigt sie täglich ihren großen Briefwechsel, leitet Zusammenkünfte und Versammlungen, hält Ansprachen, veröffentlicht Schriften, schreibt Kirchenlieder und Gedichte, sucht ihre jungen Freunde auf und empfängt ihre Besuche für Besprechung und Gebet. Immer ist da ihr geschärftes Bewußtsein in jeder Pflichterfüllung, ihr wachsames, mütterliches Auge, ihr kluger, aber demütiger Geist.

Mit 90 Jahren geht Adèle Pélaz noch kaum gebeugt und ihr klares energisches Gesicht, mit dem Zug gütigen Wissens um den Mund, ist fast ohne Falten. Aber dennoch sehnt sie sich in den Ort ewiger Ruhe einzugehen. Im Herbst 1940 schwächt sich zusehends ihre Gesundheit, und sie stirbt in der Morgenfrühe des 27. Dezembers in ihrem 91. Lebensjahre, im 62. Jahrgang der Gründung des „Etoile“.

Adèle Pélaz ruht auf dem Friedhof Saint Georges in Genf, und auf ihrem Grabstein steht das Wort: „Ceux qui auront enseigné la justice à la multitude brilleront comme des étoiles à toujours“.

Alice Suzanne Albrecht.

Praxis der Hausfrau

Nahrhafte Kartoffelsuppe.

(für 4 Personen)

5. gestr. Essl. geröstetes Mehl
1 Zwiebel, evtl. 1 Zehe Knoblauch
3/4 kg Kartoffeln
2—2½ l Wasser oder Brühe
Salz
etwas Fett oder ein Stücklein Fleisch oder eine Wurst
nach Belieben 1—2 Essl. Essig
50 g geriebenen Käse
etwas Mayoran oder Selleriekraut gedörrt.

Das im Ofen oder in der Pfanne ohne Fett hellbraun geröstete Mehl im Suppentopf anrühren, feine Zwiebel, Kartoffeln, Salz, Fett oder dergleichen beifügen und die Suppe mindestens 1 Std. kochen. Ueber geriebenen Käse (evtl. mit wenig Milch vermischt) und Kräutlein anrichten; nach Belieben säuerlich abschmecken. Wenn Fleisch- oder Wurstbeigabe, diese kleinverschnitten in Suppenschüssel geben. In diesem Falle Käse weglassen.

(Beratungsdienst des Gaswerkes Zürich)

Aus der internationalen Frauenbewegung

I.

Eine Feststellung

Zur Zeit, da im Völkerbund in Genf noch intensiv gearbeitet wurde, hatte sich dort ein ständiges Komitee von Vertreterinnen der großen internationalen Frauenverbände aufgehalten, das sich mit den gemeinsamen Fragen der Frauen aller Länder befaßte. Umfassende Zusammenstellungen über die Stellung der Frau in der Gesetzgebung aller Länder wurden gemacht und die Ergebnisse aller Umfragen als

„Statut der Frau“

festgehalten. Man wird sich später wieder mit diesem Studienmaterial befassen können. Heute leben viele der Frauen, die damals in Genf gemeinsam wirkten, in London. Von dort haben sie im vergangenen Sommer eine Meldung an die Presse ergehen lassen, die uns erst kürzlich erreichte. Sie lautet:

Wir, die großen internationalen Frauenorganisationen, welche durch das Mittel unseres Verbindungskomitees zusammenarbeiten, halten es für angebracht, zur Frage der Stellung der Frau die gemeinsamen Wünsche der Frauen einer großen Zahl von Ländern auszusprechen, deren Stimme sich zurzeit nicht in allen Ländern äußern kann.

Als 1937 der Völkerbund eine Expertenkommission eingesetzt hatte, welche die Stellung der Frau in allen Ländern der Welt zu studieren hatte, da entsprach er dem allgemeinen Wunsche all der Frauen, welche die Stellung der Frau im Staate als Frage von fundamentaler Bedeutung betrachten. Seit damals hat der Krieg einmal mehr bewiesen, wie sehr sich jede menschliche Gesellschaft klar machen muß, daß die Rolle der Frau von fundamentaler Wichtigkeit ist; denn sogar in den Ländern, in denen sie theoretisch als eine Klasse außerhalb des ganzen Volkes betrachtet werden, deren Interesse sich allein auf häusliche Fragen zu beschränken hätte, ist man gezwungen, anzuerkennen, daß in der Praxis ihre Mitwirkung in weit größeren Gebieten ganz unentbehrlich ist.

Wir begreifen voll und ganz, daß es unmöglich ist, jetzt zu übersehen, unter welchen Bedingungen alle jetzt im Krieg stehenden Staatsbürger nach Beendigung des Krieges leben werden; aber wie immer diese Umstände sein mögen, so halten wir daran fest, klar herauszustellen, daß unsere Ueberzeugung sich mit keinem Worte geändert hat; wir halten daran fest, daß die Gleichheit der Stellung von Mann und Frau ein wesentliches Element bedeutet in der Ordnung der Lebensbedingungen der Gemeinschaft nach dem Kriege. Als Frauen wie als Staatsbürgerinnen verfolgen wir unsere Arbeit zum Erreichen dieser Gleichstellung.

Internationaler Frauenbund. — Weltbund für Frauenstimmrecht und staatsbürgerliche Frauenarbeit. — Christl. Weltbund weiblicher Jugend. — Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit. — Internationaler Verband der Akademikerinnen. — Weltbund der Frau für internationale Eintracht. — Internat. Verband der abstinenten Frauen. — Bund für soziale und politische Fragen Ste.-Jeanne. — Internationaler Verband weiblicher Magistraten und Advokaten. — Internationaler Verband berufstätiger Frauen. — Internationale Genossenschaftliche Frauengilde.

II.

Internationale Gäste treffen sich

Da zurzeit in Großbritannien so manche Frauen, die vor dem Krieg in ihrer Heimat Wesentliches leisteten, Gastfreundschaft genießen, kam es zu einer kleinen, sozusagen internationalen Frauenzusammenkunft in **London**, als das Verbindungskomitee der internationalen großen Frauenorganisationen solche Gäste zu einem Treffen einlud. Als Gastgeberin amtete Lady Emmott; Mrs. Corbett Ashby begrüßte die Gäste und sprach über die bisherigen Aufgaben des seit 1925 bestehenden Verbindungskomitees, das früher in Genf sich mit allen großen internationalen Fragen, soweit sie die Frauen angingen, befaßte. Ueber den Verlauf der Zusammenkunft berichtet „Mouvement Féministe“:

Wenn auch heute viele dieser früheren Möglichkeiten verloren sind, so sehen die englischen Frauen dieses Kreises doch die Notwendigkeit des Zusammenstehens. Solch ein Ideenaustausch, wie er unter den Frauen in einer Atmosphäre von Freundschaft und Hoffnung von statten ging, mag später einmal seine Früchte dennoch tragen können. Jede sprach von den Erfahrungen, die sie im eigenen Lande gemacht.

Eine **Norwegerin** berichtete, daß man dort gerade erreicht hatte, die **geringste Kindersterblichkeit** der Welt zu haben, daß die Schulung aller unentgeltlich war, daß dieses Land als erstes durch seine Regierung jedem Kinde unentgeltliche Zahnbehandlung garantierte, daß **Männer und Frauen** vor dem Gesetze **gleichgestellt** waren, und daß dem unehelichen Kinde jede soziale Aechtung durch die Gesetzgebung erspart war. Und sie besprach auch das Problem, von dem noch wenig gesprochen werden darf: das Los der Kinder, die in einem besetzten Lande zur Welt kommen und deren Vater ein Soldat der feindlichen Macht ist.

Eine Frau aus der **Tschechoslowakei** sprach über die Lage der Frauen in den Sozialversicherungen und kritisierte die in vielen Ländern bestehende Tatsache, daß die Frauen schlechter gestellt sind als die Männer. In ihrem Lande waren vor dem Kriege Projekte im Gange, welche die Sozialversicherungen weitgehend ausbauen sollten, insbesondere auch die Altersversicherung.

Eine **Belgierin** sprach über die Fragen der in der Industrie beschäftigten Frau und stützte sich dabei auf die Erfahrungen aus dem letzten Kriege und der ihm folgenden Jahre. Und wieder ist jetzt gleichermaßen der Ruf an die weiblichen Kräfte ergangen, und wieder wie damals sind sie ihm in Massen gefolgt, und man lobt ihre Geschicklichkeit und ihren Mut. Aber werden sie, wenn der Krieg zu Ende sein wird, aufs neue unbarmherzig aus ihrer Arbeit verdrängt werden, gut genug für Kriegsarbeit, aber unerwünscht im Frieden? Werden die Männer — und die Frauen — niemals in allem Ernste die Frauenerwerbsarbeit hochachten? Als typisches Beispiel erzählt sie, daß die zwei besten Schüler in den Lehrwerkstätten eines Industriezentrums Frauen waren, die aber, weil weiblichen Geschlechtes, mit ihren Löhnen immer unter denjenigen ihrer weniger geschickten männlichen Kameraden zu bleiben hatten. Die Sprecherin ist der Ansicht, daß das Festhalten und Durchführen der Forderung „gleiche Entlöhnung bei gleicher Leistung“ der Achtung vor Frauenarbeit überhaupt zugute käme und damit auch der hauswirtschaftlichen Frauenleistung. Die industriellen Frauen bedürfen einer noch besseren beruflichen Vorbereitung und einer besseren Organisation.

Eine **französische** Eingeladene weist auf die großen Schwierigkeiten hin, die sich für die Zukunft aus der Apathie der Masse ergäben; eine **Polin**, die gebeten war, über Gesetzesfragen zu referieren, wies auf die Unterschiede hin, die in Großbritannien bei Entschädigung von Kriegsschäden gemacht werden (Frauen erhalten weniger Entschädigung für Verpflegung als Männer, wenn sie Opfer von Bombardements geworden sind.) Sie frägt sich auch, ob man nicht dazu kommen werde, parallel zum Militärdienst, einen obligatorischen Arbeitsdienst zu schaffen, in kommender Zeit, da die Organisation der Industriearbeit sicher großen Aenderungen entgegen gehe.

Eine junge **Holländerin**, früher Attachée beim Kolonialdepartement ihres Landes, sprach von Frauenarbeit in Diplomaten- und Konsulardienst und stellte dar, wie in ihrem Lande die Frauen gerade erreicht hatten, an wichtigen Posten im diplomatischen Dienst verwendet zu werden. Doch war es noch nicht möglich, von eigentlichen Resultaten zu sprechen, da die Zeit der Erfahrung dafür noch zu kurz war.

Nach kurzer Aussprache kam allgemein der Wunsch zum Ausdruck, daß man sich wieder in solchen Zusammenkünften begegnen möchte, an denen auch Hygienefragen und anderes mehr besprochen würde. Der Wunsch nach ständigem, derartigem Zusammenschaffen wurde laut, „weil wir jetzt unsere neuen Ideen für die Zukunft herausarbeiten und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung studieren sollten“. Ermutigende Worte, mit denen die Aussprache abgeschlossen wurde.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Lyceumclub, Rämistr. 26, Montag, 16. Febr., 17 Uhr, Literarische Sektion: Dr. Albert van der Linden, de l'Association des écrivains belges de Bruxelles: „La légende de Tyl Ulenspiegel“ de Charles de Coster. — Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.—.

Redaktion

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich).

SCHAFFHAUSER WOLLE

Wir drucken sämtliche Druck-Arbeiten für Private, Handel, Industrie, sowie Gewerbe
Buchdruckerei Winterthur AG

Wo kauft die Frau in Zürich?

J. Leutert — Metzgerei Charcuterie — Zürich 1, Schützengasse 7, Telephon 34770 — Filiale Bahnhofplatz 7
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven
30372

Kolibri
Zürich Uraniastraße 2
Größte Auswahl in Strickmaterial
Handarbeiten in allen Techniken
Eigenes kunstgewerbliches Atelier
Strickstube J. Schurter.

Frau H. Bauhofer-Kunz & Tochter
Atelier für orthopädische u. modische Korsetts
Zürich 1, Münsterhof 16, II. Etage - Tel. 36 340
SPEZIALITÄT: Maßanfertigung von Stützkorsetts, Umstandskorsetts, Leibbinden, Brustersatz (nach Operation), Schalenpelotten für Anuspräter und Rectum. Seit Jahren für Aerzte und Spitäler tätig

TAPETEN . WANDSTOFFE . VORHÄNGE
Tapeten Spörri
TEL: 36.660 . ZÜRICH . FÜSSLISTRASSE 6

Genf Hôtel des Familles
Christliches Hospiz vis-à vis Bahnhof
Für den anspruchsvolleren wie für den einfachen Gast das ideale Hotel

HUSQVARNA
Nähmaschinen sind aus bestem schwedischem Material und erstaunlich preiswert.
Lassen Sie sich eine Husqvarna ganz zwanglos bei uns vorführen.
ALBERT REBSAMEN AG
Rüti (Zch.)
Zürich Bern Luzern

Appenzeller-Haarwasser Lydia
Marke 70455
Das beste Haarpflegemittel für Haarausfall und Schuppen
Herstellerin Frau Schoch, Herisau. Telephon 5 19 26

Detektiv K. Lier streng diskret erstes Spez. Büro
schafft Klarheit in Vertrauens- Ehesachen Vaterschafts- Prozessfällen! Beobachtungen, treffsichere Heirats & Spez. Auskünfte Löwenstr. 56 b. Bahnhof. Zürich 1. Tel. 32948
a. Detektiv d. Stadt Zürich & Fremdenpolizei

Wohin in die Winterferien?
Hotel Albeina
KLOSTERS-DORF
bietet jede Gewähr für Erholung der Frau

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstraße 24, Tel. 2 38 51
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Friedensgasse 55, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen Blumenaustr. 38, Tel. 23.340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstraße 90, Tel. 24.080
P 6685 G

Chemische Waschanstalt & Kleider Färberei
Pedolin CHUR

An fleischlosen Tagen die „mords-guet“-Streichkäsli (3/4 fett) nicht vergessen! Für 1 Coupon erhalten Sie jetzt 3 Käsli.

Allerwelts-Käsli
sind die „mords-guet“-Käsli (3/4 fett) schon genannt worden. Denn sie munden Jungen und Alten, Gesunden und Kranken. Daheim, an der Arbeit, im Dienst, auf Touren! Und man spart Käse- und Buttermarken ..

Qualitätsgeschirre von LEOPOLD & Cie

Fr. LEOPOLD & CIE., A.G.
THUN Telephon 21 03
Verkaufsbureau Zürich: Telephon 3 62 70